

## Pfingstgruß nach Stockholm.

Von Friedrich Stampfer.

Sprecht nicht: Jener ist von einem Volke, und ich bin von einem anderen Volke... Wenn man ein Glied schlägt, leidet der ganze Körper; man kann nicht einen von euch unterdrücken, ohne daß nicht alle unterdrückt würden.

Lamennais, Worte des Glaubens.

Die leidende Menschheit begeht dies dritte Pfingstfest im Kriege mit dem Gedanken an Stockholm. Millionen und Abermillionen hoffender Herzen schlagen Euch entgegen, Genossen! Wir Zeitungsmänner wissen es aus den unzähligen Briefen, die sich auf unseren Schreibtischen häufen, und wir müssen uns hüten, boreilig Euer Lob zu singen, um nicht später allzu heiße Ungeduld zu enttäuschen.

Männer aller Stände schreiben uns und ungezählte Frauen. Wenn wir einen dieser Briefe zur Hand nehmen, wissen wir schon an der Schrift: dies ist ein Mann der höheren Stände, dies ein Proletarier in Feldgrau, der mit Bleistift auf nasses Papier seine Gedanken hintrikelt, dies eine Mutter, die um ihre Söhne bangt. In all diesen Briefen aber klingt der Name Stockholm wie heller Festtagklang.

Auch Geistliche schreiben an uns, katholische, evangelische, jüdische. Ihre Briefe sind vielleicht die interessantesten. Oder sie scheinen uns wenigstens so, weil wir sie im Vorgefühl des kommenden Pfingstfestes lesen. Wir erinnern uns da der wunderbaren Stelle in der Apostelgeschichte, wo geschildert wird, wie sie alle zusammenkommen. Heiden und Juden, Römer, Ägypter und Kappadozier, und aus dem Brausen der Luft spricht eine Stimme zu ihnen, die sie alle, jeder in seiner Sprache, verstehen. In orgiastischem Gestammel, überwältigt von einer Woge aufwallenden Gefühls, vollzieht sich die Gründung der christlichen Kirche auf internationaler Grundlage.

Wir aber denken weiter an jenen unbergelichen ersten Kongreß von Paris, wo ein Franzose unsern Bebel in die Arme schloß, indem er ihn in seiner Muttersprache die Worte zurief: „Alter, ich verstehe dich nicht, aber ich weiß, was du meinst!“ Oder wir erinnern uns an den Kongreß von Amsterdam, wo — mitten im russisch-japanischen Krieg — Sen Katahama und Plechanow unter dem Jubel aller Teilnehmer auf offener Tribüne einander umarmten: den Gedanken der Völkerbrüderung symbolisierend, der über den Völkerhaß triumphiert.

Von Euch, Genossen in Stockholm, erwarten wir anderes und mehr! Auch für den Sozialismus wie für das Christentum ist die Zeit des Frühlingssturms vorbei. Uns verlangt nicht nach Schauspielen, die unser Gefühl befriedigen, nicht nach weitläufigen Bekenntnissen, die ihren Samen in ferne Zukunft streuen, aber für die Gegenwart fruchtlos sind. Die grauenhaften Erfahrungen dieser Jahre haben uns gezeigt, wie wenig sanfte Sentimentalitäten gegen brutale Wirklichkeiten ausrichten können, und daß mit den Protesten einer reinen Besinnung der Bruderhass nicht aus der Welt geschafft wird.

Wer schildert den Weg vom Zusammenbruch des geplanten Kongresses von Wien bis zum mühseligen Ausbau der Konferenz von Stockholm! Lloyd George hat in einer seiner Reden gesagt, in diesen drei Jahren hätte die Menschheit so viel Erfahrungen gemacht wie sonst in tausend. Und so scheint es uns, als ob auch der Sozialismus in drei Weltkriegsjahren um tausend Jahre älter geworden sei, und als ein ganz anderer tritt er nun in Eurer mühselig männlichen Arbeit heran als in den jungen Träumen, die wir noch vor drei Jahren spinnen.

Vor drei Jahren fanden wir alle noch Befriedigung in der kurzen Formel: „Der Sozialismus ist der Frieden!“ Heute liegt das ganze ungeheure Problem, verwirrt und verzweigt, vor uns, und wir wissen, daß jene Formel wohl die Richtschnur unseres Handelns abgibt, daß sie aber, in eintöniger Wiederholung, nicht die vielfältige Arbeit ersetzen kann, die zu seiner Lösung zu leisten ist. Die Welt, Genossen in Stockholm, erwartet von Euch nicht, daß Ihr sie mit Euren Worten tröstet, sondern daß Ihr sie durch Eure Taten retten sollt!

Diese Erwartung legt auf Eure Schultern eine ungeheure Verantwortung, aber sie erfüllt auch Euch wie uns mit freudigem Stolz. Der Sozialismus, vor drei Jahren der Zerschmetterte, Verhöhnnte, heute wieder eine Macht, an die sich die Hoffnung von Millionen klammert — scheint es nicht wirklich, als läge ein Jahrtausend zwischen damals und jetzt? Auch an unser längst ungläubiges Ohr schlägt ein Brausen, das Brausen eines Zeitsturmes, der uns über Jahrhunderte jäh hinwegträgt. Aus einem Zusammenbruch uns erhebend, wie er erschütternder nicht gedacht werden kann, fühlen wir uns reifer, stärker als je zuvor, und gehen getrost an ein Werk, dessen Vollendung die Kraft von Tausenden fordert.

Ihr in Stockholm feiert kein Pfingstfest der Begeisterung. Sondern Ihr tragt in gewissenhafter Arbeit Steine und Steinchen zusammen, führt umständliche Verhandlungen, sammelt Materialien und setzt Protokolle auf. Euer Tun ist ohne packende Szenen und berauschte Bilder, nüchtern, schamlos, sachlich, und dennoch voll von der verhaltenen Kraft jenes leidenschaftlichen Willens, ohne den nichts Großes in der Welt geschieht.

Heute sprechen wir noch: „Jener ist von einem Volke, und ich, ich bin von einem anderen Volke...“ Wir reden

in verschiedenen Sprachen und verstehen einander nicht. Aber: „Wenn man ein Glied schlägt, leidet der ganze Körper; man kann nicht einen von Euch unterdrücken, ohne daß nicht alle unterdrückt werden.“ — So vermählte sich in Lamennais' christlichem Sozialismus aller Pfingstgeist mit neuem. Von Euch aber, Genossen in Stockholm, möge die Stimme ausgehen, die jeglicher in der Sprache, in der er geboren ist, versteht!

## Komm, o Pfingsten!

Pfingsten, ich suche dich,  
Du Fest der Freude,  
Wo neues Leben  
Durch Not und Tod  
Alten und Jungen  
Mit Feuerzungen  
Weltoffenbar wird.

Pfingsten, dich suchen wir,  
Du Fest des Sieges,  
Wo Wahrheitschwingen  
Ob Lug und Trug  
Die Luft erfüllen,  
Falschheit enthüllen,  
Völkerdurchbrausend.

Pfingsten, ich suche dich,  
Du Fest der Geistkraft,  
Wo Sturmgeäuert  
Von Reid und Streit  
Sich Menschenmächte  
Für's Edel-Rechte  
Strömend vermählen.

Pfingsten, dich suchen wir,  
Fest der Gemeinschaft,  
Wo gleich durch Wunden  
Zu Rat und Tat  
Sich frei verbunden  
Höchste Oeringsten:  
Komm, o Pfingsten!

Karl Hendell

## Warum wir Kriegsteilnehmer und Kriegsbeschädigte uns zusammengeschlossen haben.

Von Erich Ruttner.

Nach mehrfachen Besprechungen und Beratungen im Kreise der Kriegsteilnehmer ist jetzt eine Organisation ins Leben getreten, die sich die Interessenvertretung der Kriegsbeschädigten und Kriegsteilnehmer im Zusammenhang mit der modernen Arbeiterbewegung zur Aufgabe gesetzt hat. Wir sind uns bewußt, daß dies Ereignis einiges Aufsehen erregen wird, zumal da die Frage der Notwendigkeit einer besonderen Kriegsteilnehmerorganisation seit Wochen in der Partei- und Gewerkschaftspresse erörtert worden ist und neben warm zustimmenden sich auch skeptisch ablehnende Stimmen geltend gemacht haben. Uns sind diese Auseinandersetzungen wohl bekannt, und niemand darf glauben, daß wir, von irgendeinem Gründungsfieber bejessenen, an den Argumenten der Gegenseite achtlos vorübergegangen sind.

Aber jede öffentliche Aussprache hat das Eigentümliche, daß eine Urteilsfällung über das Für und Wider nicht erfolgt und nicht erfolgen kann, da es keine höhere öffentliche Meinungsinstanz gibt. Urteilen konnten in diesem Falle nur die Kriegsbeschädigten und Kriegsteilnehmer selber, und sie haben sich nach reiflicher Überlegung zugunsten einer eigenen Organisation entschieden.

Wenn uns schließlich die Gründe gegen eine besondere Organisation als die schwächeren erschienen, so sprach hier viel der Umstand mit, daß die Stimmen, die eine solche Organisation verwarfen, sich zum großen Teil ein vollkommen schiefes Bild vom Wesen, Tendenz und Zwecken einer Kriegsteilnehmerorganisation in unserem Geiste machten. Vielfach glaubte man an harmlose Geselligkeits- und Alimbereine, es tauchte sogar, von Seiten der Selbstbewegung begierig aufgegriffen, das törichte Schlagwort vom „Roten Kriegerverein“ in der Debatte auf, ein Zeichen, wie traurig auch oft von Wohlmeinenden die besten Absichten mißverstanden werden können.

Die wenigen Vorberedungen, welche die Kriegsteilnehmer und Kriegsbeschädigten bisher abgehalten haben, hatten, was Zweck und Ziele der Organisation anbetrifft, ein selbst für die ersten Anreger der Idee verblüffendes Resultat. Es zeigte sich in mer neue notwendige Aufgaben einer zu schaffenden Organisation, fast jeder Bericht irgendeines Kriegsbeschädigten über seine bisherigen Schicksale enthielt neue Probleme auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiet, an die vorher noch niemand gedacht hatte. Von der Mannigfaltigkeit der Aufgaben, die auf wirtschaftlichem, sozialem und öffentlichem Gebiet hinsichtlich der Kriegsbeschädigten wie der Kriegsteilnehmer überhaupt zu lösen sind, wußte sich wohl erst einen Begriff, wer das auf Grund dieser Beratungen zustande gekommene Programm der neuen Organisation studiert.

Obt konnte man zum Beispiel lesen, daß es sich für die Kriegsbeschädigten doch nur um eine Reform der Militär-Rentengesetzgebung handele. Wie falsch geurteilt! Ganz abgesehen davon, daß diese Reform sich keineswegs nur etwa auf die Höhe der Renten, sondern auf die Art der Rentenbemessung, auf die Sicherung des Rechtsweges, auf die Mitwirkung der Beschädigten selber bei Rentensfestsetzung erstrecken müßte, läßt diese Auffassung die ganze privatwirtschaftliche Seite des Problems außer acht. Die Kriegsbeschädigten verlangen Schutz gegen Lohnrückerei, gegen Nichtentlohnung und Arbeitslosigkeit. Daraus ergeben sich Forderungen, deren Durchführung zum Teil geradezu revolutionierend auf unser Wirtschaftsleben wirken muß. Die Kriegsbeschädigtenfürsorge ist wie geschaffen, den Sturmbock für eine energische Fortführung der gesamten Sozialreform zu bilden.

Aus dieser Mannigfaltigkeit und besonderen Bedeutung der Aufgabe ergibt sich auch der Grund, warum wir die Gewerkschaften wenigstens zum Teil von der Arbeit hierfür entlasten wollen. Wir glauben damit in ihrem wohlverstandenen Interesse zu handeln. Denn die Gewerkschaften werden nach dem Kriege auch noch mit genug anderen Dingen überlastet sein. Selbstverständlich wollen wir — und dies ist auch ausdrücklich festgelegt —, soweit es irgend geht, mit den gewerkschaftlichen Organisationen der Arbeiter- und Angestelltenbewegung in allen wirtschaftlichen und sozialen Fragen Hand in Hand arbeiten. Aber wir leben heute in der Zeit des Spezialistentums. Es gibt Ärzte, die den ganzen Körper behandeln, ihnen schadet es nichts, wenn daneben für Spezialleiden Spezialärzte tätig sind. Und allein das Spezialgebiet der Kriegsbeschädigtenfürsorge ist so groß, daß es einer besonderen Organisation hinreichend Arbeit gibt.

Wir haben es allerdings für richtig gehalten, unter besonderer Sicherung der engeren Interessen der Kriegsbeschädigten eine Organisation aller Kriegsteilnehmer ins Leben zu rufen. Als Kriegsteilnehmer fordern wir Beseitigung aller Vorrechte in Reich, Staat und Gemeinden, durch die Vermögen, Steuerleistung oder Geburt über die Erfüllung der Landesverteidigungspflicht gestellt wird. Als Kriegsteilnehmer fordern wir Umwandlung des Heeres in ein wirkliches Volkshier; als Kriegsteilnehmer fordern wir eine Politik, welche die Wiederkehr künftiger Kriege verhindert, als Kriegsteilnehmer wollen wir die Erkenntnis dessen, was ein moderner Krieg bedeutet, noch auf Generationen in der Bevölkerung wach halten. Man fragt wieder: Warum überläßt ihr das nicht der politischen Partei? — Wir hindern die Partei nicht, das gleiche zu tun, im Gegenteil, wir begrüßen es, wenn sie es tut. Aber wir glauben nicht, auf die große moralische und öffentliche Wirkung verzichten zu sollen, die darin liegt, wenn gerade die Kriegsteilnehmer diese Forderungen erheben. Es ist ein großer Unterschied in der öffentlichen Wirkung, ob heute 1000 nicht näher bezeichnete Personen oder ob 1000 Kriegsinvaliden, die selber ihr Blut geopfert haben, in einer öffentlichen Versammlung gegen die Auffassung protestieren, daß das vergossene Blut Sühne durch Unterdrückung fremder Völker erheische. Ebenso liegt es, wenn gerade Kriegsteilnehmer solche Forderungen gegen die Strafe des Anbindens, gegen die besonderen Offiziersklößen, gegen die sonstigen Klassenunterschiede in der Armee protestieren. Welcher Mißbrauch wird nicht heute mit dem Namen der „Feldgrauen“ getrieben. Jeder Spitz und Knigge, der ein Stück Land annekstieren, der die Neuorientierung hintertreiben will, beruft sich auf die Meinung der Feldgrauen. Gegen solche Verfälschungen ihrer wirklichen Ansicht kann keine Partei, können nur die Kriegsteilnehmer selber Verwahrung einlegen.

Das sind ein paar Gründe — beileibe nicht alle —, sondern nur ein paar herausgegriffene, die uns zur Gründung einer eigenen Organisation bewogen haben. Wer unsere Ziele und Zwecke vollständig kennen lernen will, den verweisen wir auf unser Programm. Aber schon das Besagte wird hoffentlich beitragen, manches Vorurteil gegen die neue Organisation zu zerstören und zu zeigen, daß ihr Daseinszweck und damit ihre Daseinsberechtigung größer ist als wohl mancher ursprünglich angenommen hat. Letzten Endes war uns maßgebend Stimme und Bedürfnis der Kriegsteilnehmer selber, die, soweit wir mit ihnen bisher in Fühlung treten konnten, fast ausnahmslos freudig und begeistert dem Gedanken der Organisation zustimmten. Und mehr als durch Artikel und Reden hoffen wir durch unser künftiges Wirken auch denen, die der Sache heute noch skeptisch gegenüberstehen, den Beweis zu erbringen, daß wir einen fruchtbareren Gedanken in die Tat umgesetzt und ein gutes Werk nicht nur für die Kriegsbeschädigten und Kriegsteilnehmer, sondern für die gesamte Arbeiterklasse begonnen haben.

# Wiesen-Sang.

Von R. Andersen Regö.

Ich liege an einem Deichbänke mit untergezogenen Beinen wie in meinen Anablenjahren — und probiere wieder, Flöten zu schneiden. Es will nicht gehen, die Flöte gibt keinen Ton von sich; ich habe nicht mehr die glückliche Hand. Die ging mir verloren, zusammen mit der Sorglosigkeit.

Aber der Kindheit weicher Boden — der Wiesenhang —, der breitet sich vor mir aus, wird vom Hügel berührt und taucht dahinter wieder auf, weit unten im Süden — als breite, flache Wiese.

Der helle Tag und die weiche Luft sind dieselben wie ehemals. Von dem lichten Horizont im Norden, wo ein Windmotor steht und am Himmel spielt, kommt der Sommerwind über die Graswogen daher, streicht über den Hügel hinweg und spielt wieder einmal mit dem Nackenhaar eines einsamen Hütejungen. Der steht sich aber nicht um, ist es ihm doch, als sei es eine weiche bekannte Hand, die ihm durch die hellen Nackenhaare streicht, um zu sehen, ob er wohl das Glück eingefangen habe.

Die Sonne hat noch nicht allen Tau von der Erde aufgefogen. Ein eigenartiges Krabbeln in den Fußsohlen macht dies fühlbar, — ein Verlangen, wieder ins Gras zu springen, um die linde Kühle zu fühlen.

Die Luft ist hell von Sonnengeflimmer und summenden Insekten — ein Tag, an dem das Licht weich leuchtet und läßt! Der Horizont ist voller Musik, und jeden Augenblick treibt es den Hirtenjungen auf den Deich hinaus, um gespannt in die Ferne hinaus zu lauschen. Welcher Zug kommt da heran mit Musik an der Spitze? Welches Fest wird da gefeiert? Wahrscheinlich, ein Tag, an dem Sonne und Wind sich vereinigt haben, um einen in beseligendes Traumland hinüber zu geleiten! Wo das Vergnügen seine liebliche Wanderung um das Erdenrund macht und das Gegenwärtige verschwindet! Und ach, wie war das Erwachen bitter, mit der Wahrnehmung, daß die Kinder und Kühe nach Hause gerannt waren, während man träumte. Und zu Hause in der Tür stand der Bauer mit der Bogenpfeife — für die bloßen Beine!

Jetzt natürlich weiß man besser Bescheid. Da brauchen wir kein Fest gefeiert. — Klingt es so, so klingt nur der eigene Sinn. Der sorglose kleine Pirt existiert nicht mehr, den hat der Teufel eingefangen und eingefesselt seit dreißig Jahren; — wenn man an seinen Geburtsort denkt; die guten alten Hirtenknaben sind auf die ewige Graswiese gezogen — die meisten von ihnen. Aus den letzten wurden Dichter. Skjoldborg und Lasseer und Kappel Böcker sind gegrüßt — ihr, die ihr einst alle Hirtenknaben waret!

Die Graswiese selbst läßt immer noch ihre grünen Wogen unter meinen Füßen hindurchgleiten. Und jede Woge ist wie ein schöner Vers: erinnertst Du Dich noch?

„Erinnerst Du Dich noch — Du Schnellfuß — an den Sommermorgen, als die Sonne wie aus einem feuchten Saft aufstieg und die Erde erschauerte unter ihren ersten Strahlen? Du frost auch — und sprangst über mich hinweg, um warm zu werden.“

„Schnellfuß heißt ich nicht mehr; die Zeit nützt die Glieder ab. Aber ich denke an unsere Morgen und die Abende dazu, wenn wir draußen saßen und im Westen die Sonne zur Ruhe gehen ließ, bevor wir uns selbst hinlegten. Die Knechte saßen auf den Hackböden mit den Mädchen auf dem Schoß und zogen ihre Harmonika, und ich lag und rollte mich auf Deinem grünen Rasen mit den nackten Beinen in der Luft. Draußen im hohen Gras klickte die Haxe auf Jagd herum; vor jedem Schritt schüttelte sie behutsam den Tau von den Pfoten, und wo sie gegangen war, richteten sich die Grasspalme einer nach dem anderen mit kleinem Knick wieder auf, das wirkte fast gewaltig in der unendlichen Abendstille. Der Knecht spielte gerade „Hjalmar und Hulda“, und sein Mädchen auf seinem Schoß war in gesegneten Umständen, so daß er seine Arme weit um sie herum strecken mußte, um die Harmonika zu halten und zu spielen. Sie meinte, während ich den Text dazu brüllte. Und als wir an die Stelle kamen, wo der heimkehrende Ritter in gerechtem Zorn erst seinen Lebensbülster wies und dann sich selbst und Hulda auch sich das Schwert ins Herz stößt und an den beiden Leichen niederfällt — da wandte das Mädchen ihr vertweintes Gesicht zum Knecht und sagte schluchzend: „Denke doch, Peter, ob es uns wohl auch so gehen könnte!“

„Ja, aber schon war es dann freilich nicht, daß er, als die Zeit ferner war, nach Amerika abzog. Und sie... Aber erinnertst Du Dich noch des Feuers, das ihr ansteckte, und des Hofbauern, der hinter euch herkam? Der Bauer fürchtete damals das Feuer, jetzt raucht er Zigaretten in seiner Scheune! Er ging immer in Strumpfschuhen, und an den Hosen hing ihm die Erde vom Pflügen. Wie haßte er alles, was nicht zum Kirchspiel gehörte, — nichts Schlimmeres gab es für ihn als etwas Fremdes!“

„Und eines Tages wurde er doch seinem Grundbesitz weichen und beschrieb sich ein bißchen fremden Samen, das alles über den Hofen warf. Das war eine neue Rübenart, die war fugelrund und gedieh oberhalb der Erde; die verdoppelte die Kühe Milchleistung und machte das Trockenstehen überflüssig. — Die Leute kamen von weither, um solches mit anzusehen. Sie sahen sich den Bauern an, dem es so eifrig darum zu tun war, seine Kornwinde zu einem Butterfah umzugestalten; so sah also ein Mann aus, der es sich in den Kopf gesetzt hatte, zugrunde zu gehen! Dem zu folgen, mußte man sich ja hüten! Und nach ein paar Jahren folgten sie ihm doch dicht auf den Fersen; sein großes Butterfah wurde zu klein, und ein Schornstein nach dem anderen reckte sich in die Luft hinaus und überragte die Grenzen des Kirchspiels. Er handelte mit England und reiste selbst über das Wasser, um das Volk zu begrüßen, das seine Butter aß! Alles das war die Folge, daß er dem Fremden unterlag und sich ein klein wenig Sooflora verschrieb!“

„Ja, nur zu gut erinnerte ich mich des Ganzen. Der Hütejunge wurde abgeschafft, und die Kühe wurden in schönen Reihen angebunden — es kam zu teuer, sie auf mir herumtummeln zu lassen, sagte man. Wie sehnte ich mich nach ihrem munteren Getrappel! Das waren Bauern; nicht einem fiel es mehr ein, auf mir entludern zu lassen, sie ließen ihre Kühe im Stalle stehen und gaben ihnen mein saftiges Grün als Heu. Ich schämte mich! Aber nun ist auch das vorbei, ich liege und bin feig, viel zu feig, um dem Vieh als Futter zu dienen. Aber ich trage jetzt Samen, verlässigere ich Dir! Und wenn ich reis bin, wird meine Saat in fremdes Land gesandt werden. Kühe wollen wir nicht mehr halten, aber Ausaat den anderen liefern. Wenn ich mein Bestes gebe, kann ich vielleicht die Wiesen aller Welt befruchten. Deshalb darf keiner mich mehr betreten, nicht einmal der Bauer selbst tut es.“

„Ja, zu Ehren und Würden bist Du gekommen, das ist doch etwas anderes, als damals, als der große schmutzige Ochs auf Dir herumtrabte und Dich mit den Hörnern stieß — daß die Erde dampfte. Dein Gras wurde zerstört, — Du liehest es wieder wachsen, und wir trieben an eine andere Stelle hin. Wie schön und unberührt liegt jetzt die Wiese! — Bist Du nun wohl glücklich, Wiesenhang?“

„Ach ja, glücklich! Ich will die Kuschele festhalten — das soll ja das höchste Glück sein. — Erinnerst Du Dich noch des gutmütigen Kampfflers Amor, zwischen dessen Hörnern Du sahest und Deine Nieder hinaus jagtest? Sobald er im Frühjahr auskugelte, trampelte er mich nieder mit seinen verrückten Sprüngen, wenn er lag und stach, bröhte die Erde unter ihm, — so gewaltig war er. Die Musiklehrerin vom großen Hof hielt ihn für einen Zuchtschwein und gab Dir jeden Tag ein Häufspennigstück, damit Du sie vorüberführtest. Wir haben ihr nicht erzählt, daß Amor nur ein gewöhnliches Kind war — wer weiß, ob sie es je erfahren hat. — Ja, wie lebten wir damals! Schlag einen von Deinen alten Puzelbäumen, Schnellfuß!“

„Und wo ist der Bauer geblieben, lieber Wiesenhang!“

„Er steht das alles nicht mehr, — er ist in der Stadt und handelt mit Korn. Das geht nach Amerika.“

„Ich will nicht weiter nachdenken, man könnte das Gleichgewicht verlieren. Und in dieser Zeit müssen wir alle darauf bedacht sein, das innere Gleichgewicht zu halten.“

„Ich merke es Schnellfuß — kommt es vielleicht daher, daß Du mit einem Stroh gehst und hinst? Damals spielte Dir die Lustigkeit den ganzen Tag lang um den Mund, und ging mal etwas verkehrt, dann weinst Du Dich aus. War ich nicht immer gut zu Dir? Alle meine Heimlichkeiten offenbarte ich Dir, um Dir die Einsamkeit zu kürzen; am Abend ließ ich den jungen Alex seine Blätter zusammenfallen, um Dich an den Heimweg zu mahnen — und überall, wo Du ruhest, ließ ich einen vierblättrigen Glücksklee wachsen. Bist Du wirklich nicht das Glück ein?“

„Das tat ich doch wohl. Ich trage Saat wie Du — und werbe Ernte halten. Das soll ja das höchste Glück auf Erden sein. Findest Du es auch beglückend, Saat zu spenden, Graswiesenhang?“

(Verehrte Uebersetzung von R. Döcher.)

## Flämische Dichtung.

Zwei Namen sind es, die bislang bei uns das nationale-flämische Schrifttum vertreten: Hendrik Conscience, der biedere, etwas altfränkische Dichter des „Fländrischen Löwen“, dessen Bücher unsere Großeltern mit Hingebung lasen, und Charles de Coster, der — s Ironiel — in welcher Sprache, in der Sprache der Unterdrückten das Freiheitsepos seines Volkes schrieb: den unvergleichlichen „Menspiegel“. Bis zu einem gewissen Grade darf man auch die Maeterlinck und Verhaeren hinzugeben.

nehmes, obwohl sie mehr Europäer als Flamen sind. Die eigentliche flämische Literatur, die aus der flämischen Sprachbewegung hervorging und das Erzeugnis von erwachter nationaler Selbstbestimmung ist, war uns vor dem Kriege so gut wie unbekannt. Die Verbindung, die einst, vor 70 Jahren, als der deutsch-flämische Sängerbund blühte und Hoffmann v. Fallersleben die Uebersetzung des alten niederländischen Schrifttums sammelte, zwischen Deutschland und Flandern bestand, war längst unterbrochen. Nun hat der Krieg neue Berührungen gebracht und auch eine neue Teilnahme an der Literatur des „vietschen“ Stammes, dessen Leben seit Jahrhunderten ein Kampf um die Selbsterhaltung ist. Zeugnis dessen ist eine Reihe von Uebersetzungen, die sich um die Vermittlung flämischer Dichtung bemühen.

Vorab zu nennen ist eine Serie der bekannten Insel-Bücherei, die in einem Duzend Bändchen sozusagen einen Querschnitt durch das gesamte flämische Schrifttum gibt. Die Sammlung hebt an mit zwei Schriften der mittelalterlichen Gotik, die um 1300 blühte und in Jan v. Ruysbroeck, dem Gotfeligen, ihren Höhepunkt hatte. Ruysbroeck weist in dem „Buch von den zwölf Boghinen“ den Weg zum bitterlosen, raumlosen Schauen, wo Ich und Welt eins sind in der Unmöglichkeit des ewigen Grundes; während Schweseter Hadewijc in ihren, von leidenschaftlicher Sinnlichkeit durchglänzten „Visionen“ von den Schauern und Wonnen der liebenden Seele erzählt, die der himmlische Bräutigam heimfucht und erkennt. Aus zwei weiteren Bändchen spricht dann die Sinnenfreudigkeit und Lebenslust des fünfzehnten Jahrhunderts. In den „alten flämischen Liedern“ singt das Volk seine melodienreichen Weisen. Köstlich aber ist ein Stück des altflämischen Theaters: „Das Spiel von Lancelot und Sanderin“. An unserem Theater gemessen durchaus primitiv, ist es innerlich doch voll harter Bewegung und voll einer naiven Schönheit des Seelischen. An die Schwelle des neuen flämischen Schrifttums führen die Namen Conscience und Anton Bergmann. Conscience erzählt in seinem „Rekrut“ in dem breiten, etwas rührseligen Ton der Volksgeschichte von den Leiden eines Bauernburschen, der zu den Soldaten ausgehoben wird und von der rührenden Treue seines Mädchens. Die durch die ganze neuere flämische Dichtung geht durch das Verlangen ein Zug nationaler und sozialer Klage und Anklage. Bergmanns Jugendbild „Das Ziegelhaus“, aus dem Buche „Der Avokat Staats“, ist schön durch die stille, verträumte Atmosphäre. Flämische Sagen- und Märchenluft weht schaurig um de Costers Bauernballade „Gallandijn“, die künstlerisch dem Menspiegel nichts nachgibt. Das lyrische Genie der Flamen, Guido Gezelle, dem katholischen Priester und eifrigen Flaminganten, der um seines Patriotismus willen Verfolgung litt, sucht Rud. Alex. Schroeder uns nahezubringen. Er läßt jedoch die Zartheit der Naturbilder, den Schwung der Vaterlandslieder, die Innigkeit der religiösen Weisen wie überhaupt den Reichtum der Töne und Formen mehr ahnen, als daß er ihn zum lebendigen Mingen brächte. Mit Stijn Streubels, Hermann Teirlinck und dem französisch schreibenden Georges Sefhou stehen wir dann in der Gegenwart. Von Streubels, der wenigstens nicht ganz unbekannt in Deutschland ist, sind zwei Bändchen da, Erzählungen aus dem Leben der flämischen Wanderarbeiter, die im Sommer im Sonnenbrand Frankreichs die Ernte einbringen und im Winter in den Fabriken fronen. Während er die Novelle „Ernte“, die von den Leiden eines verträumten Jungen erzählt, der in der Fremde den Tod findet. Die andere Geschichte „Arbeiter“ ist ein sozialer Gemälde in einem kumpfen Lichtlosen Grau. Sefhounds „Durch Mühen“, überschwänglich, revolutionär, in lobenden Farben, die Wirklichkeit romantifizierend, ist ein begeistertes Gedicht von den flandrischen Kernen und ihrem unbändigen Freiheitsstolz. Teirlincks „Andreas Lopez, Szenen aus dem Leben eines Brodbäcker Solikers“, die Tragödie eines stillen sanften Menschen, ist vor allem schön durch die Intimität des Kolorits.

Im Insel-Berlag erschien auch ein bergessenes Werk Charles de Costers, der einzige moderne Roman, den der Dichter des „Menspiegel“ schrieb: „Die Hochzeitsreise“. Es verleiht die Hand des Meisters nicht. Vor allem ist die Gestalt der Schwiegermutter, die durch ihre Eifersucht die Ehe ihres Kindes stört, prächtig. Aber neben dem Buch vom Menspiegel und den „flämischen Legenden“ bedeutet dieses Werk nicht allzu viel.

Mit einem anderen Meisterwerk flämischer Dichtung macht aber der Insel-Berlag bekannt: „Der ewige Jude“ von August Vermeylen. Es ist eine Ideenreichtum großen Stils. Hasser wird zum Repräsentanten der suchenden, nach Sinn und Ziel des Daseins strebenden Menschheit. Er ist der ewig Ungeliebte, der Ruhelose, dem das Elend und die Ungerechtigkeit das

## Die Flut.

Von Werner Peter Larfen.

Der Don ist einer der schönsten Flüsse Rußlands; er ist so lang, daß selbst der flinke Stör einen Tag und eine Nacht braucht, um ihn von der Quelle bis zur Mündung zu durch-eilen; er ist so breit, daß nur der zäheste Schwimmer ihn zu bewältigen vermag, und er ist so heimlich und ver-schwiegen, wie es einem Flusse geziemt, in dem so viele schon, die von Osten gen Westen zogen, vorzeitig ein feuchtes Grab fanden.

Gunderte, ja Tausende von Grabhügeln begleiten den breiten Lauf des Don, der durch Wälder und Wiesen, durch Kornland und Steppe, durch Felsen und Einden langsam, ruhig, majestätisch und von allem Kleinlichen unbeirrt, seinen schweren, wuchtigen, stolzen Gang geht — zum Meer. . . Griechen, Tartaren und Türken, Tscherkesen, Armenier und Perjer — sie alle, die da vermeinten, wandern zu sollen, ruhen unter den großen, grauen, verwitterten Hügeln, die sich aus der Steppe erheben, so weit der Don dahinvogt durch das gräberbedeckte Land. . .

Lang ist es her. . .

Denn heute — heute kämpft niemand am Don; der Don ist keine Schranke mehr, sondern er ist ein gutbürgerlicher, fleißiger Fluß geworden, an dessen Lauf sich Sägewerke, Frischer und Kornhändler angesiedelt haben, die einander nach Kräften übers Ohr hauen und nie müde werden, auf die Türken und die Dardanellen zu schimpfen, die ihnen den Zugang zum Weltmeer nach Belieben gewähren oder verweigern, — etwas aber gibt es doch, das den Don auch heute noch zu einem besonderen Fluß macht und ihn aus der Schaar der übrigen heraushebt, und das ist die seltsame Prophezeiung, die sich an den Don und die an ihm gelegenen Ländereien der Kosaken knüpft.

„Wenn der Don,“ heißt es da, „im Frühjahr über die Ufer treten und alles ringsum verwüsten wird, also daß auch das Land der Kosaken, der treuen Diener unseres erhabenen Herrschers, des Zaren, dem der Allmächtige gnädigst ein langes Leben schenken möge, überschwemmt und aufgewühlt wird; wenn der Don ihre Weiber und Kinder, sie selbst, ihr

Vieh und ihr Gerät, alles, ihre Tobakspfeife sogar, davon-schwimmen wird in das Meer hinaus. . . dann ist die Stunde da, in der der letzte Zar Rußlands vom Throne steigt. . .“

— Der Wintersturm kam 1916, im dritten Jahre des großen Krieges, unerwartet früh und schwer über das Land, durch das der Don fließt, so daß der Fluß bereits gegen Weihnacht zugefroren und für die Schifffahrt unbenutzbar war. Draußen im Kosowischen Meer, auf der Seebe, vom deutschen Landbootfuß fern, lagen die schwerfälligen Frachtdampfer, die von Odessa herübergekommen waren, um, so nahe dem Ziel, die traurige Volkshaft zu hören, daß der Don zugefroren und in der einzigen jämalen Rinne unpässierbar sei; drinnen im Land aber fehlte es an den wichtigsten Waren, denn die Bahn lehnte jede Verantwortung ab: „Zuerst kommt das Militär, und jetzt mach, daß du hinauskommst, du räumiger Hund!“ sagte sie, und wenn die Bahn etwas Derartiges sagt, so weiß man ja von vornherein: daran läßt sich jetzt eben nichts machen!

Und die Steppe ist arm. So reich der Don ist, der seine Wogen durch sie dahinvölgt, so bettelarm ist die Steppe. Gewiß, sie ist groß und weit und an leichten Sommertagen ganz erfüllt von weicher Sonnenherrlichkeit, in die nur hier und da ein feiner, türkischblauer Schatten fällt; sie ist reich für das Auge dessen, der ihrer sonst nicht bedarf, der nur schauen will, — aber sonst ist sie arm, so arm, wie nur die Wüste zu sein vermag. . .

Auf der Seebe von Rostow am Don lagen die Odesaer Dampfer und warteten geduldig, ob nicht doch noch ein gnädiges Schicksal, ein günstiges Wetter, den Fluß beynigen werde. Aber so viel sie auch warteten, das Wetter blieb aus, und der Frost nahm noch immer zu; es war gar kein Gedanke daran, nach Rostow hineinzugelangen, mochte es ihnen da drinnen gehen, wie es wollte, ja, mochten sie endlich einmal Ernst machen und die fettgemästeten Direktoren der Wladikawkasbahn aufknüpfen, vielleischt half dann wenigstens das!

Der Kapitän des Oleg ließ das Weibboot klarmachen und sich an Land rudern; er mußte doch auch mal wieder hören, was eigentlich auf der Welt vorging.

So, so, die Städter schimpften, und die Bauern revol-tierten. . . na, ja, da hatte man also die Versicherung! Und nun auch noch dieser verwünschte strenge Winter dazu. . . und keine Kohlen und kein Holz. . . und kein Brot. . . was denn

das ein Wunder, wenn die Leute da auffässig wurden? Von der Luft allein konnten sie doch nicht leben. . .

Er fragte telegraphisch in Odessa beim Kommando an, was er tun solle, denn es war wohl doch nicht die Meinung, daß er bis zum Frühling vor Rostow liegen sollte. „Schleunigst zurückkommen,“ war die Antwort, und so lichtete denn der Oleg die Anker und machte sich unbenutzter Dinge auf die Heim-fahrt.

Eine jede Woche, die ins Land ging, zehrte in diesem hartnäckigen Winter seit Menschengedenken an Lebenskraft und Geduld der Steppenbewohner; alle Vorräte waren ausgezehrt, selbst der Dung, den sie verheizten, neigte sich dem Ende zu, das Geld war entwertet, die Männer im Felde, die Lösung, die sie heimwärts brachten, nicht der Rede wert, denn was bekommt ein Kosak denn, es sei allensfalls, daß er es sich selbst nimmt — wo er es gerade findet. . . Und nirgends war der wenigste Lichtstrahl, nirgends der geringste Ausblick in die Zukunft, nirgends die kleinste Hoffnung auf baldigen Frieden. . .

„Es geht nicht mehr weiter,“ murrten die Weiber, „man muß es den Männern schreiben. . . sie sollen heimkommen. . . wir verhungern — was geht uns der Krieg der großen Herren an?! Das Land liegt brach, das Vieh geht uns ein, . . . wo bleiben denn da die Vorräte der Kosaken?!“

Einen halben Rubel zahlten sie dem Gemeindeführer, der den Brief schreiben mußte an die Männer, die irgendwo draußen im Krieg oder in Petersburg beim Zaren waren. Wer wollte das so genau wissen, wo sie gerade stekten? Auf irgendeine Weise würde der Brief schon an die richtige Adresse kommen und dann —

Sie nickten vertrauensvoll vor sich hin, und neue Hoff-nung kam in ihren Blick.

Gatten die Kosaken nicht etwa seit je unerjühterlich treu zum Zaren gestanden? Und hatten sie nicht seit altersher ver-briefte Rechte, die keine Macht der Welt ihnen nehmen konnte? Und ging es wohl an, die Weiber und Kinder eben dieser Kosaken verhungern zu lassen —?! O, das sollte sich schon finden! Wenn nur erst mal der Brief an Ort und Stelle war. . .!

Eine Woche um die andere verstrich, von dem Brief aber war nichts zu hören. Ob er am Ende dennoch verloren ge-gangen war? Oder ob ihn gar ein Beamter unterschlagen

Hertz abschneidet und der nach dem Worte giert, daß seinem Herzen den Frieden und seinem Leben das Licht der Erkenntnis bringt. Ein Traum lebt in ihm; aber er kann ihn nicht bannen. Aus Christi Augen strahlte er ihm entgegen. Aber er verwarf den Heiland, trotzdem er ihm wie sein Bruder erschien; denn er hatte den Traum; aber er hatte kein Schwert, um ihn zur Wirklichkeit zu machen. Und Abasber, nach diesem Erlebnis in die Verzweiflung schlimmer als vorher niedergeworfen, irt durch die Hölle der Lüste und Triebe. Aber der Traum ist nicht zu erlösen und die Heilung zu finden. Er sucht die Rettung in der Weltflucht der Gottseligen. Aber auch da findet er keine Ruhe. Das Leid der Menschheit reißt ihn aus seinem selbstjüchtigen Glück. Da wird er, man denkt an Fausts Dambauten, zum Arbeiter, zum Glieb in der großen Arbeiterarmee, die Dämme errichtet und Stämme trocken legt. Und hier findet er, was er gesucht, die Erkenntnis und den Glauben, der ihn glücklich macht und seinem Leben einen Sinn gibt: All unser Tun ist Verwirklichung des großen Glückstraumes. Das Werk der Hände wie die Sehnsucht der Seele: alles ist nur ein Teil eines schönen Traumes, eine der tausend und aber tausend Regungen, durch die ein schöner unbegreiflicher Traum verwirklicht wird, mit dem Mute, mit dem Geiste, mit der Seele von Geschlecht zu Geschlecht, ein werdender, lebender, unendlicher Traum. In einer prachtvollen, üppigen Wildhaftigkeit stellt Vermeylen die vier Stationen von Abasbers Erdenweg dar, trotz der Symbolik ergreifend und erschütternd mit der Macht echter Dichtung.

Farbenprächtig, voll verwirrender Sinnlichkeit ist das Buch des Namen Eugen Demolder: „Das Märchen an der Scheide“ (Verlag Georg Müller, München). Ein altes Schloß baut sich auf; die Städte mit der zauberischen Atmosphäre der Vergangenheit; unter der Beschönerung eines Regiers blüht das reiche funkelnde Leben von ehemals empor, und ein letzter Schönheitsraum erwacht in den Ruinen Flanderns, um, für immer, zu fliehen. Trauernd sieht Mütterchen Flandern, mit ihrem letzten Galan, dem Knochenmann, an den Wunden der schwerwütigen Kanäle und wartet, wartet — bergend.

Aus der phantastischen Atmosphäre der Vermeylen und Demolder in die Wirklichkeit zurück führt Eryel Buisse, von dem Georg Gärtner zwei Bücher, bei Georg Müller, München, (außerdem ein Mähdchen seiner Erzählungen bei Reclam), übersetzt hat. Das eine schwächere schildert die nationalen und sozialen Befreiungskämpfe im heutigen Flandern. Es heißt: „Ein Löwe von Flandern“ und ist wertvoller als Dokument denn als Dichtung. Lieber werden dem Leser die „flämischen Dorfgeschichten“ in ihrer breiten, humorvoll beleuchteten Darstellung des Volkslebens. Ein Kabinettstück ist die Erzählung „Der nächtliche Heberfall“, die Geschichte von zwei alten Geizhagen, denen nachts ihr verborgener Schatz geraubt wird. Diese beiden Brüder sind ganz einzig gezeichnet, mit einem rechten Behagen an dem bunten Reichtum und der Launenhaftigkeit des Lebens. In der Wahrhaftigkeit der Darstellung haben diese Erzählungen überdies großen sozialen Wert.

Den Lesern des „Vortrags“ bekannt ist der Roman „Kotes Klamenski“ von Peter Brodcoorens, der jetzt bei Reichel u. Co., Berlin, erschienen ist; die Geschichte des börslichen Simson Souhe Flohil und seiner Defila. Johannes Schaf hat das Werk, in dem die Natur in ungezügelter, ursprünglicher Wildheit aufbraust, der Heberhebung wert gehalten. Um die Erinnerung an die passende Darstellungskraft des Dichters wachzurufen, will ich nur der einen Szene gedenken, da Souhe Flohil nachts hinter einer Luke steht, zum Karpfenfisch maskiert, und das schamlose Treiben seines Weibes und dessen Publikum ansieht; jener Szene voll unheimlicher, schauerlicher Größe, die der Leser nie wieder vergißt.

### Der deutsche Wald.

Die ganze deutsche Geschichte ist eng mit dem Wald verbunden. Aus den großen Wäldern ist Deutschlands Volk zu seiner weltgeschichtlichen Bedeutung emporgewachsen, im Wald wurde Roms Nivingsherrschaft über Deutschland gebrochen, und ungezählte Sitten, Volksbräuche, Märchen und Erzählungen hängen mit ihm zusammen. Wo auch der Deutsche weilen mag, in der Schweiz oder in Italien, in fernem Ländern unter dem Äquator oder im hohen Norden, immer wird ihn eine gewisse Sehnsucht nach dem deutschen Wald beschleichen.

Deutschland gehört mit zu den waldreichsten Ländern der Erde. Mehr als 25 Proz. der Gesamtfläche ist noch mit Wald bestanden, dagegen macht zum Beispiel der Waldbestand Frankreichs noch nicht 18 Proz. aus, in Italien beträgt er gegen 16 Proz., in

Großbritannien mit Irland aber noch nicht 4 Proz. der Gesamtfläche. Der deutsche Wald nimmt eine Fläche von annähernd 14 Millionen Hektar ein. Davon kommen rund 6,5 Millionen Hektar auf Privatforsten, ziemlich 4 1/2 Millionen auf Staatsforsten, mehr als 2 1/2 Millionen auf Gemeindeforsten und etwas über 1/4 Million Hektar auf Kronforsten. Der übrige Teil gehört Stiftungen, Genossenschaften usw. Heute sind mehr als 68 Proz. Kadelwald und noch nicht 1/4 ist Laubwald. Das war nicht immer so. In früheren Jahrhunderten nahm der Laubwald oder der gemischte Wald eine weit größere Fläche ein. Das läßt sich auch aus der Häufigkeit der deutschen Ortsnamen schließen, die ihre Bezeichnung von bestimmten Bäumen des Waldes ableiten. Wir haben in Deutschland weit über 6000 Ortsnamen, die von den Namen der Laubbäume abstammen, aber noch nicht 1000 Dörfer und Städte, die ihre Namen von Kadelbäumen abgeleitet haben. Allein von der Buche und von der Eiche stammen mehr als 3000 Ortsnamen ab. Der am weitesten verbreitete Baum in unseren Wäldern ist die Kiefer. Sie nimmt beinahe die Hälfte des gesamten Waldbestandes ein. Erst in weitem Abstand folgt dann die Fichte mit ungefähr dem fünften Teil des gesamten Bestandes. Von den Laubbäumen ist die Buche am weitesten verbreitet. Daneben sind auch noch recht ansehnliche Flächen mit Eichen bestanden, aber der Eichenwald ist hauptsächlich im westlichen Deutschland anzutreffen. Je weiter sich Deutschland nach Osten ausbreitet desto seltener wird auch dieser Waldbaum.

In den letzten Jahrzehnten ist unser Wald zweifellos viel einformiger geworden. An Stelle des natürlichen Waldes mit seinem bunten Gemisch von Laub- und Kadelbäumen ist der Kiefern- und Fichtenwald getreten, und auch Forstleute sind schon zu der Meinung gekommen, daß hier vielfach des Künstlichen zu viel geschieden ist, daß die Tätigkeit der Forstverwaltungen zu ausschließlich auf die Gewinnung von Kadelholz gerichtet war und daß dabei der deutsche Wald manches von seiner ursprünglichen Schönheit und seinem Reiz verloren hat. Aber noch immer haben wir genug der prächtigsten Laub- und Mischwälder, und namentlich unsere Gebirge weisen solche Wälder noch in großer Zahl und in stattlichem Umfang auf.

Die Wälder sind die großen Regulatoren der Natur. Ihre Moose und ihr Boden saugen zur Zeit der Schneeschmelze und im regenreichen Boden das Wasser auf und geben es in kleinen Waldbächen wieder her. Sie schützen vor börender Hitze und vor rauhen Winden. Wo aller Wald niedergemacht und nicht wieder aufgepflanzt ist, dort wird der Boden bald unfruchtbar. Das sehen wir an manchen Gegenden Südeuropas, wo kaum noch ein Strauch gedeiht. Und wie für die summe Natur, so ist der Wald auch für die Menschheit von reichstem Segen. Man hat die Wälder die Lungen der Großstädte genannt, und deshalb sind auch die Verwaltungen der größeren Städte darauf bedacht, daß an den Grenzen der Städte ein Kranz von Waldgebieten erhalten bleibt.

### Das Betslehem des Krieges.

Am Ufer des Lehigh-Flusses in Pennsylvania stand eine verfallene Hütte. In ihr war am Weihnachtsabend des Jahres 1741 eine kleine Schar von Männern versammelt. Es waren Herrnhüter, die um ihres Glaubens willen das alte Europa verlassen und sich nun hier, fern von der Heimat, zusammengefunden hatten, um den heiligen Abend gemeinsam zu begehen. Ihre frommen Lieder klangen in die große, weite Wildnis hinaus. Unter der kleinen Schar befand sich auch der alte Graf Zingendorf, der bekannte deutsche Pfarrer; und als die Mitternachtsstunde gekommen war, da machte er seinen Gefährten den Vorschlag, sie sollten die Stätte, wo sie versammelt waren, in Anbetracht der heiligen Stunde Betslehem nennen. Und eben dieses Betslehem, das seinen Namen vom Friedens- evangelium her hat, ist daselbe, das heute nächst Kempt die größte Kriegswerkstätte der Welt darstellt, daselbe, dessen Granaten Deutschland schon seit Jahr und Tag so überzogene Volkstakt von der Neutralität der Vereinigten Staaten zugetragen haben. Es ist der Sitz der „Steel Corporation“.

Diese Gesellschaft beschäftigte im Jahre 1904 9461 Mann — war also schon damals ein recht ansehnlicher Großbetrieb. Aber gegenwärtig stehen 60 000 Arbeiter in ihrem Dienste, und aus einer unbedeutenden Landstadt hat das Betslehem des Krieges sich zu einer reichen Großstadt entwickelt. Das alles haben die Munitionsbestellungen der Entente-Staaten gemacht. Von dem Verdienste, mit dem sie die Vereinigten Staaten beglückt haben, hat die Steel Corporation bis zum Ausgange des Jahres 1916 nicht weniger als 800 Millionen Dollars oder etwa 1 1/4 Milliarde Mark in ihre Tasche gesteckt. Und dabei ist es wahrhaftig, daß die Gesellschaft und die Stadt Betslehem sich auch in Zukunft, wenn nicht in derselben, so doch auf großer Höhe werden halten können; denn dank einer sehr geschickten Politik hat sich „Betslehem-Stahl“ zu einem der „feinsten“ Vörien- und Spekulationspapiere Amerikas aufgeschwungen. Kein Wunder; hatten doch die Aktiven der Gesellschaft schon im Jahre 1918 einen viel höheren Kurs gerechtfertigt, als die Börse notierte!

Betslehems neueste Geschichte und Wäite ist unzertrennlich mit dem Namen des Generaldirektors Schwab verbunden. Erst von dem Tage an, da Schwab in Betslehem eintrat und die Leitung des Betriebes übernahm, wurde „Betslehem-Stahl“

das, was es heute ist. Schwab baute einen glänzenden Palast in New York, der unterschiedliche Millionen kostete, aber er bezog ihn nicht. Er blieb in der Stahlstadt, wo seine Aufgabe lag, siedelte sich hier fest an, wurde der Mittelpunkt der ganzen Kiesen- unternehmung. Im Anfang hatte er mit sehr erheblichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Sein Ziel war, Betslehem-Stahl zu einem der führenden Weltstahlwerke zu entwickeln. Unbedenklich warf der ehrgeizige und entschlossene Mann sein ganzes Privatvermögen in das Unternehmen, ohne daß er während mehrerer Jahre auch nur einen Pfennig Ertrag davon sah. Vielmehr begann er alsbald mit großen Erweiterungsanlagen. Heberkäufe ergaben sich freiwillig, aber unentbehrlich hielt Schwab an dem Grundsatze fest, daß alle Heberkäufe zu Erweiterungsanlagen verwandt werden müßten. Jahr um Jahr ging dahin und es gab keine Dividende. Da kam der Krieg und warf nun Schwab und seinem Betslehem-Stahl die volle Ernte in den Schoß. Es erwies sich, daß Betslehem besser als irgend ein anderer amerikanischer Betrieb darauf vorbereitet und dazu geeignet war, Granaten, Geschütze und anderes Kriegswerkzeug zu erzeugen. Die Aufträge und die Gewinne flogen ins Riesenhafte. Schon im Spätherbst 1914 kam Schwab von einer Reise nach Europa mit Aufträgen von über 200 Millionen Mark in der Tasche zurück, und gegenwärtig nimmt man an, daß der Wert des Auftragsbestandes von Betslehem-Stahl sich auf 1500 Millionen beläuft. Im Jahre 1915 konnte Betslehem alle seine Schulden abzahlen und hatte außerdem noch einen Verdienst von rund 70 Millionen Mark zu verzeichnen. Da fand Schwab endlich den Zeitpunkt gekommen, um Dividende zu bezahlen: der Krieg hatte Betslehem in die Millionärsklasse verlegt.

Daß Betslehem zugleich der Ort der schamlosesten Ausbeutung und Unterdrückung der Arbeiter im „freien“ Amerika ist, gehört notwendig zur Rekrise der Medaille.

### Selma Lagerlöf über das Frauenstimmrecht.

Die Schwedischen Frauenvereine hatten kürzlich eine große Versammlung in Stockholm abgehalten, die vorzugsweise der Erörterung der Frage des Frauenstimmrechts dienen sollte. Selma Lagerlöf, die am persönlichen Erscheinen verhindert war, hatte der Versammlung ein längeres Schreiben gesandt, in dem sie ausführte, warum die politische Mündigkeitserklärung der Frau unbedingt zu fordern sei. Der Brief schließt mit folgenden Worten, die ebenso von dem warmen Herzen der berühmten Dichterin wie von der poetischen Macht ihrer Rede zeugen: „Frage man uns nicht länger mehr warten lassen! Wir sind Arbeiterinnen, die in jahrelanger Arbeit die Bausteine zu einem Bau zusammengetragen haben. Wir haben den Bauplan, der dazu gehört, wir haben den Grundriß, wir haben die Steine, aber man vertweigert uns bisher die Erlaubnis, das Werk auszuführen. Möchte man sie bald geben! Möchte der Grundstein gelegt werden! Möchte die Mauern sich erheben! Warum soll soviel Kraft im Worten verpuffen? Warum jodelt Eifer in Unfähigkeit brachliegen? Möchte man uns das Werk beginnen lassen! Wir sind die Schamänner, die am Aderrain sieben mit gefüllten Beuteln und offenen Händen, um die Saat auszustreuen. Ein kalter, langer Winter hat geherrscht, harter Nordwind, Frost und verspäteter Regen! Laßt uns auf den Aker, um zu graben und zu säen! Laßt nicht so viele Gedanken und Ideen vom Winde verwehen! Wir sind Betterimmerinnen. Wir leiden unter der harten Zeit, Verzweiflung hat uns erfährt, seit Jahren haben wir nur von Unglück über Unglück gehört, wir sind nahe daran, vor Müdigkeit zusammenzubrechen. Laßt uns ein wenig Freude zusammen! Laßt uns noch einmal Mitgefühl und Warmherzigkeit empfinden! Wie herrlich mühte es sein, in hoffnungslosen Zeiten der zu sein, welcher das Dunkel zerreiht und einen Strahl neuen, unerwarteten Glückes über den Menschen anfluehten läßt!“

### Koffen.

— Theaterchronik. Mit Oskar Blumenthals Operette „Riobe“ (Musik von Oskar Strauß) eröffnet Maximilian Stadel am 1. Juni die Sommerpielzeit im Vesting-Theater.

— Vorträge. In der Urania gelangt in dieser Woche der mit farbigen Bildern ausgestattete Vortrag „Tirol einst und jetzt“ allabendlich zur Darstellung.

— Kunstkronik. In der neuen Bücherstube Unter den Linden ist eine Ausstellung der Arbeiten von F. S. Schmidt, Professor an der Kunstgewerbeschule in München, eröffnet worden, die das gesamte Schaffensgebiet des Künstlers umfaßt. Die Ausstellung ist täglich, außer Sonntags, von 10 bis 6 Uhr geöffnet. Eintritt frei.

— Alkohol aus Kalk. Die Schweiz will sich in der Versorgung mit Alkohol vom Auslande unabhängig machen, deswegen hat die eidgenössische Alkoholverwaltung einen Vertrag mit den Donzamerken geschlossen, nach dem diese Alkohol nach einem besonderen Verfahren liefern. Hierbei ist der Rohstoff nichts Organisches — etwa Kartoffeln — sondern Kalkstein. Der „Promethäus“, der hierüber berichtet, teilt über die Einzelheiten des Verfahrens nichts mit; vorläufig scheint nur bekannt zu sein, daß es sich um ein chemisches und elektrolytisches Verfahren handelt. Ferner wird angegeben, daß auf die Gewinnung recht erheblicher Alkoholmengen zu rechnen sei. Aus 90 000 Tonnen Kalkstein sollen 8000 Tonnen Alkohol gewonnen werden.

hatte, irgend so ein niederträchtiger Dump, wie sie an allen Eden und Enden herumlaufen? Die Ungebild der Weiber wuchs von Tag zu Tag, und der Gemeindefreier hatte schlimme Zeiten, denn sie lagen ihm in den Ohren, ließen um die Welt nicht locker und verlangten von ihm, er solle einen neuen Brief aufsetzen, mit einem halben Rubel seien zwei solche Wijsche überreichlich bezahlt. Es blieb ihm nichts anderes übrig; er mußte ihnen wohl oder übel den Willen tun...

Als die Kosaken droben im Norden, in der Hauptstadt, die Briefe bekamen, hatte fern im Süden, wo es bereits auf den Frühling zuging, der Sturm eines Nachts den Don aufgerissen und in blinder Wut ganze Berge von hingenden und trauchenden Schollen ins Meer, und wo sie nicht schnell genug vorwärtskamen, in die Steppe hinausgeweischt. Der Sturm raste drei Tage und drei Nächte, bis nicht das winzigste Eiskristall mehr im Flusse zu finden war; aber er packte nicht allein das Eis an, sondern warf sich wie ein brüllender Wüterich auf alles, was ihm in den Weg kam: schlendernde die schweren, breitbühigen Fischerbarren wie Federbälle ins Meer hinaus, hob die Dächer von den Häusern und warf sie, wo es ihm gerade einfiel, mit ungeheurer Wucht zur Erde, so daß sie mit Ätzen und Krachen zerbrachen, riß die Stallungen um, zerschlug das Vieh mit den niederstürzenden Balken und zerwusch mit den aufgeweischten Bogen des Don Dämme, Wölen und Weg und Steg, den Menschenleib seit Jahrzehnten mit Mühen angelegt hatte.

Und dann kam die Flut. Eines Morgens wälzte sie sich heran: eine gelblich-graue, unübersehbare, hüpfende, zudende, zischende, argelnde Masse. Diejenigen, die sie kommen sahen, sperren vor Schreck und Staunen, unfähig, etwas hervorzubringen, den Mund weit auf, während ihre Augen eigenfämlisch rund wurden und aus den Höhlen froten und ein jähes Schlottern durch ihre Glieder fuhr. Es war ja unmöglich, daß der Fluß so steigen konnte. . . im Zusehen, in einer Zeit, die nur nach Minuten zählte. . . es gab nur eine Erklärung, irgendwo droben am oberen Lauf mußten die großen Dämme gebrochen sein. . . Und die, die die Wasser kommen sahen, begannen zu laufen, wie große, graue, zottige Gassen, landeinwärts, mit der Flut um die Wette. . . Die aber wankte heran, unabwendbar und unaufhaltbar wie ein Schicksal, wie der Tod selbst, der auf ihren Wogen daherschwamm. . . Leiber von Menschen und Tieren. . .

Balken und Stroh. . . ein noch lebender Hund, der mit dem Aufgebot der letzten Kräfte dem Strudel zu entkommen suchte. . . Tische und Stühle, Körbe und Kinderwiegen. . . dann wieder Tierleichen. . . und wieder ein Mensch, der den Kopf steif zurückgeworfen hielt. . . das alles drängte, sauste, brüllte und schaukelte, so schnell, daß das Auge kaum zu folgen vermochte, dem Meere zu. . .

Der Don, der seit Generationen, ja seit Menschengedenken, die Rechte der Kosaken respektiert, sprang wie eine rasende Bestie über seine Ufer und jagte mit mächtigen Sähen querfeldein; innerhalb weniger Stunden waren Felder und Wiesen, Gärten und Hütten, selbst die Bräuden — alles verschwunden. . . Eine geschälte Kosakenpeife nur hatte sich an einem zerplitterten Baumstamm verfangen und schaukelte aufgeregt im Wasser hin und her, aber dann kam eine mächtige, gelbe Woge, wachte sie, verschlang sie, wie sie wieder aus und trieb auch schließlich sie, wie alles andere, hinaus in das Meer. . .

„Wenn alles mich im Stich läßt,“ sagte der Jar in der letzten Nacht seines Parentums, „meine Donkosaken verlassen mich nicht!“

Aber einer der Generäle, die mit ihm waren, schüttelte den Kopf und sagte leise: „Majestät, die Donkosaken haben sich den Meuterern angeschlossen!“

„Auch die Kosaken? Das ist nicht wahr! Das ist unmöglich! Die Kosaken sind absolut verläßlich! Sie sind treu, wie Gold! Haben die Kosaken nicht ihre Vorrechte, haben sie nicht Land, soviel sie wollen? Haben sie nicht soundsovielle Freiheiten, die andere Truppen nicht haben?“ Der General zuckte die Achseln und schwieg; er schob dem Herrscher nur die Depeche zu.

Der überflog sie hastig, sah eine Weile starr vor sich hin und fuhr sich, wie es seine Gewohnheit war, mehrmals mit der Rechten durch den Bart.

„Also auch die!“ sagte er dann nur und wandte sich ab. Und nach einer Weile des Schweigens: „Alles, aber d a s hätte ich nie erwartet!“

In der nämlichen Nacht entzogte Nikolai II. dem russischen Thron.

Als erste zog eine Eskadron der Donkosaken zum Schutze der neuen Regierung vor der Reichsduma auf. . .

„Wenn der Don“, heißt es in der alten russischen Prophezeiung, „im Frühjahr über die Ufer treten, und alles ringsum verwüsten wird, also daß auch das Land der Kosaken, der treuen Diener unseres erhabenen Herrschers, dem der Allmächtige gnädigst ein langes Leben schenken möge, überschwemmt und aufgewühlt wird; wenn der Don ihre Weiber und Kinder, sie selbst, ihr Vieh und ihr Gerät, alles, ihre Tabakspfeife sogar, dabonschwemmen wird, in das Meer hinaus. . . wenn die Kosaken hungern. . . dann bricht die treueste Stütze des Parentums zusammen, und die Stunde ist da, in der der letzte Jar Rußlands vom Throne steigt. . .“

### Zu zweit in der Nacht!

Sage, hörst du es nicht, was die Stadt, die schweratmende, spricht?

„Tausend Hunde und Hirne in steinernen Fängen sind' ich des Schicksals zwingendes Muß, Werke zu schweigen aus stählernem Guß, um die Tore der besseren Zukunft zu sprengen.“

Sage, hörst du es nicht, was der Aker, der dampfende, spricht?

„Ich wahre die Ernte den kommenden Tagen. Aus dem Saft der gestern Verlorenen blüht die Kraft der morgen Geborenen, die die Krone der letzten Erlösung tragen.“

Sage, hörst du es nicht, was das Licht der glütigen Sterne spricht?

„Sei stille, was immer auch kommen mag! Schilt nicht die Nacht der Leiden und Sorgen, ist sie doch Mutter dem jungen Morgen, der wirft die Sonne hoch in den Tag!“

